Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 7 (1912-1913)
Heft: 6

Artikel: Ein leeres Herz [Schluss]
Autor: Trabold, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-751420

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

brand aus der künstlerischen Naturerforschung ein höheres Kunstwerk schafft. Nicht in der Umwertung aller Werte, sagt Burger, liegt der Wert der neuen Kunst, sondern in der Erschließung neuer Erkenntnisse. Es ist das große Verdienst Burgers, daß er diejenigen, die noch keinen Einblick in die Art der neuen Erkenntnisse haben (und dazu gehören außer den Laien auch sehr viele Kunstgelehrte und Künstler) daran teilnehmen läßt. So erfüllt er in bester Art die Aufgabe des Kunstgelehrten: Vermittler zu sein zwischen dem Wollen der Schaffenden und dem Verständnis der Mitwelt. Das Urteil bleibt der Zukunft vorbehalten.

Ein leeres Herz

Novelle von **Rudolf Trabold**

(Schluß)

4.

Tante Rosine war nichts entgangen; sie bemerkte die Veränderung in Gottliebs Wesen. Nach Sophies Abreise sprach sie kein Wort mehr über die Nichte. Erst einige Wochen später konnte sie ihrem Ärger Luft machen, als ein Eheprozeß in der Stadt viel Staub aufwirbelte. Sie sagte deshalb eines Tages:

„Es muß einen nicht wundern, wenn sich kluge Leute hüten vor der Ehe. Die Frauenzimmer wissen nichts mehr von Sparsamkeit, ihre Vergnügungssucht wird lästerlich. Wie soll da noch ein Mann das Geld aufbringen, das solche Frauen brauchen, um in Seide und Sammet einher zu stolzieren! Ich weiß was ein Haushalt kostet, habe rechnen gelernt. Kannst es mir glauben, Gottlieb, du könntest weit gehen, bis du eine Haushälterin finden würdest, die alles zu Nutzen zieht und keine unnötigen Ausgaben macht wie ich. Heutzutage will eine Magd 20 Fr. Monatslohn, schaffen mögen sie nicht, aber essen tun sie für drei.

Wenn man so sieht, was die Kindererziehung kostet, es ist fürchterlich! Man müßte sich rein nur für die Gofen aufopfern. Ich danke Gott täglich, daß er mich behütet hat vor Kindersegen. Selten sieht man einen Hausstand, wo noch brave Kinder aufwachsen. Die Schlechtigkeit, die Nichtsnutzigkeit liegt wie ein Giftpilz in der Luft und steckt die Kinder an, wenn sie nicht sonst die Auszehrung mit auf die Welt bringen. Nichts als Undank haben sie für die Eltern."

Gottlieb wagte einzuwenden: „So arg ist es doch nicht . . ."

„Was? Hast denn nicht von dem Skandal gelesen im Stadtblatt!"

„Wohl, doch ist das eine Ausnahme. Schau doch, wie Söffeli gut ist für ihre Mutter."

Aha, dachte Rosine, die muß er natürlich anführen, doch sie wehrte laut: „Eh du Herr Jesus! das ist noch das richtige Geschöpf, das Söffeli! Wart nur ab, nur abwarten, es ist noch lange nicht aller Tage Amen! Das hängt seinen Lohn an die Kleider, an Sonnenschirme, Firlefanz."

„Ho, ho! Wie du sprichst."

„Nichts da, ho, ho! So wie ich es sage, so ist es auch. Ich bin eine alte, erfahrene Frau und habe lange genug in die Welt geschaut, als daß ich mich täuschen ließe. Meines Mannes Bruder hat's zu nichts gebracht, seine Frau hat es auch nicht weiter gebracht und das Söffeli macht's exakt gleich. Sie steckte den Beruf auf, warum? Um als Kammerjungfer zu faulenzen, in der Fremde zu leben wie es ihr beliebt, damit kein wachsames Auge ihrem Tun folgt. Wir kennen das, wir kennen das! Ihr Männer versteht davon nichts, laßt euch durch ein nettes Frätzchen hundertmal über den Löffel balbieren."

Gottlieb sann oft darüber nach, ob die Tante recht habe. Sie hatte ihm Mißtrauen gegen Sophie ins Herz gesät. Das Mißtrauen wuchs und erstickte die Regungen eines feinen Pflänzchens, das eben seine zarten Spitzen nach der Sonne gereckt hatte, seit Sophies unverhoffter Ankunft.

Rosine war an das Zusammenleben mit Gottlieb so gewöhnt, daß sie nichts anderes dachte, als bis zu ihrem Ende mit ihm haushalten zu können. Gefahr war bis jetzt nie vorhanden gewesen, die ihren selbstsüchtigen Plänen mit Vernichtung gedroht hätte. Ihr Neffe hielt sich ja von aller Welt fern, konnte mit Frauenzimmern nicht verkehren, ging jeder Gelegenheit, mit Mädchen zusammen zu treffen, scheu aus dem Wege. Nie hätte sie geahnt, von Sophies Seite

könnte eine Flamme in Gottliebs Herz springen und dort das entzünden, was sie fürchtete. Sie ahnte Gefahr, drum sah sie sich vor.

Mit aller Diplomatie handelte Frau Rosine. Sie, die nie in ihrem Leben krank gewesen, heuchelte einmal zur Probe Unwohlsein. Mit Genugtuung bemerkte sie, wie ratlos der Neffe war, als sie künstlich das Uhrwerk im Haushalt zum Stocken brachte. Dann ließ sie zur Abwechslung sich wieder gesunden, zog alle Register ihrer Hausfrauentugenden, um sich in Gottliebs Dankbarkeit so recht zu sonnen. Mit Befriedigung konnte sie wahrnehmen, daß ihres Bruders Sohn noch ganz wie früher, nur ihrem Willen untertan, wie als Kind, als Jüngling, als junger Mann. So wollte sie es haben.

5.

Drei Jahre vergingen. Gottlieb nahm jetzt eine Vertrauensstellung im Baugeschäft der Firma Buchmüller & Schaffrot ein. Sein Einkommen stieg mit jedem Jahr höher und sein Erspartes wuchs entsprechend. Alles beriet er mit der Tante, ihr allein vertraute er sich, er hatte nur sie. Er fühlte es gar nicht, wie er nur nach ihrem Willen lebte, so gewöhnte er sich daran, daß sie alles anordnete, er nur das Werkzeug in ihrer Hand war. Von den Freuden des Lebens genoß Gottlieb nichts. Er hörte wohl im Geschäft, wie sich die jungen Leute vergnügten, sah aber auch, daß sie im Sparen nicht voran kamen. Die jungen Eheleute gar, die brauchten alles auf für sich und den Nachwuchs. So wollte es ihm scheinen, er sei doch ein Bevorzugter.

Aber manchmal, wenn er früh ins Geschäft ging, die Vögel im Laube sangen und lärmten, über allem die Sonne ihr lichtes Gold ausbreitete, da stand er und schaute einer Wolke nach, die langsam im Blau des Himmels segelte, oder einer Schwalbe, die in den Äther tauchte, und eine Sehnsucht wollte ihn beschleichen.

Seiner Base gedachte der junge Huggler in diesem Sommer hin und wieder. Schon seit mehr als drei Jahren reiste sie mit ihrer Herrin über Länder und Meere. Selten schrieb sie einen Kartengruß. Ihre Mutter sah er nie.

In Zürich wurde das eidgenössische Schützenfest eröffnet. Gottlieb verfolgte in der Zeitung alle Artikel, die über die Vorbereitungen für dieses große Nationalfest berichteten und las nun die Reden, die in der Festhütte und auf dem Schützenplatz gehalten wurden. Eines Tages frug ihn der Chef, ob er denn

nicht zum Freischießen wolle mit der Tante. Der Neffe sagte es Frau Rosine. Nur im Scherz frug er:

„Was meinst Tanteli, wenn wir mit dem Extrazuge hinfahren würden?“

Da kam er aber schlecht an, gleich wehrte sie mit der Hand: „Ich glaub, du wärst verrückt genug. Eine solche Reise, das Geld für — ich mag es gar nicht denken.“

„Sei doch nicht so, ich spasse ja nur.“

„Ob Spaß oder nicht, die reichen Leute können tun, was sie wollen, unsereiner hat für so was kein Geld. Man muß froh sein, bei den teuren Zeiten, wenn man sich einen Batzen auf die Seite legen kann, jawohl. Was sollten wir machen, wenn eines von uns krank würde, he? Da flöge das Geld zum Doktor und Appiteeger. Schweig mir mit so was.“

Gottlieb hätte aber wirklich nach Zürich reisen mögen. Die Stadt gefiel ihm, er war einmal mit dem Chef in Geschäften dort. Aber nun wußte er, wie die Tante dachte, und drängte jeden Gedanken daran zurück.

Am gleichen Tage, als er um 7 Uhr sein Büro verließ, traf er auf der Straße zwei Frauen, und ehe er sich's versah, stand die jüngere vor ihm, so daß er fast erschreckte.

„Seht da, Gottlieb wollte an uns vorüber ohne uns zu grüßen — oder kennst uns nicht mehr?“

„Eh, eh, du bist's, wahrhaftig Sophie. Ja, ich mein, du wirst jedesmal anders.“

„Älter und häßlicher wohl —“

„Ach nein. Guten Abend, Tante. Euch sehe ich auch so selten. Aber wo kommst denn du her?“

„Komm mit uns heim. Mutterli hat nun grad da drüben in den neuen Häusern, die ihr gebaut habt, eine nette Wohnung.“

Er wollte einwenden, die Tante erwarte ihn, sie sollten mit ihm kommen. Aber Sophie nahm ihn einfach in Beschlag.

Als Gottlieb um halb acht erst zur Tante kam, sagte er nicht, bei wem er war, sondern gab an, es sei etwas Wichtiges im Geschäft zu tun gewesen, und auch morgen, am Sonntag, habe er für zwei Stunden Arbeit dort. Die Tante glaubte es ahnungslos.

Den ganzen Sonntagmorgen verbrachte er mit Sophie. Sie spazierten weit bis zum Wald, und ihm war so wohl zu Mut, daß er darob die Tante ganz vergaß. Sophie war aber auch ein Fräulein geworden! Tausend, was die in der Welt herum gekommen die letzten Jahre. Und zu erzählen wußte die Base, man konnte nicht genug zuhören. Aber sie scheute sich auch nicht, ihr Mißfallen über das Verhalten der Tante kund zu tun, drum sagte sie jetzt:

„Weißt, Gottlieb, so gern ich dich hab, zu Euch ins Haus wär ich doch nicht mehr gekommen. Ich bin schon vier Tage da, habe dich auch einmal auf der Straße gesehen von weitem. Aber Tante Rosine, nein, die möcht ich nicht sehen. Ich bleibe noch eine Woche da, will aber mit der Mutter zum Schützenfest nach Zürich. Will noch ein paar Tage mit ihr dort bleiben. Heute abend, mit dem Schnellzug um fünf, reisen wir hin."

Er konnte nicht genug hören, ihre Stimme tat ihm wohl, selbst dann, wenn sie über Tante Rosine los zog. Es war Mittag, er wußte nicht wie. Unvermittelt rief Sophie:

„Weißt was, Gottlieb? Du kommst mit ans Schützenfest! Aber ohne Tante, die will ich nicht dabei haben."

„Wo denkst du hin, das ist unmöglich."

„Unmöglich? Du sagtest doch selbst, Herr Buchmüller habe dir Urlaub gegeben."

„Nicht darum —"

„Aha! Tanteli, Tanteli! Eh, was bist du für ein Sklave deiner Tante."

„Ach, Sophie, das kommt dir so vor, aber mir — wenn du bedenkst . . ."

„Ja, wenn ich bedenke, daß du bald vierunddreißig Jahre alt wirst, grad zehn mehr wie ich, und dir noch nie etwas gegönnt hast, keine Reise, kein Vergnügen, keine Unterhaltung, einfach nichts, nichts, dann kann ich es überhaupt nicht fassen. Jeden Tag ins Geschäft, dann heim, beim Tanteli sitzen, ins Bett, wieder ins Geschäft, und so fort — ich frage mich: ist denn das ein Leben? Aber daran ist nur die Tante schuld, sie kann nicht genug Geld sehen. Das ist nicht mehr Sparsamkeit, das ist scheußlicher Geiz. Ich weiß wohl, daß ihr einziger Gott das Geld ist. Sie will dich einmal reich sehen, will dir dann sagen können: schau, das bist du durch mich geworden, ich habe dich von allem zurückgehalten, was dir hätte Auslagen verursachen können, jetzt hast einen schönen Batzen beisammen, und ich hab auch mit gespart, und wie!"

„Sollte ich denn nicht häuslich sein und das zusammenhalten, was ich redlich verdiene?“

„Davon ist keine Rede. Natürlich! Glaubst, ich sei nicht sparsam? Ich drehe den Batzen zweimal, bevor ich ihn ausgebe, denn ich verdiene nicht den Viertel was du. Alles hat sein Maß. Was willst einmal machen, wenn du ein alter Mann bist mit einem schweren Geldsack aber lahmen Füßen, oder blinden Augen? So lange man noch jung ist, soll man sich noch etwas gönnen, im Alter hat man keinen Sinn mehr dafür. Das wäre ja ein trauriges Leben, wenn alle so lebten wie du. Meine Herrschaft, bei der ich bin, die solltest du mal sehen. Die sind auch sparsam, und wie, da wird nichts verschwendet, aber die leben und lassen leben, daß es eine Freude ist.“

Gottlieb summte es im Kopfe. Die Lebensfreude der hübschen Base steckte ihn an. Er fand, alles sei wahr, was Sophie sage. Ja, wenn er sie immer um sich hätte haben können. Vor ihr empfand er nicht die Scheu wie vor andern jungen Mädchen, mit ihr hätte er noch eine Freude genießen können. Ohne sich länger zu besinnen, sagte er:

„Damit du nicht glaubst, ich sei nur ein Mönch und Batzenklemmer, will ich mit euch nach Zürich fahren heut Abend.“

„Bravo! Schau, Gottlieb, das freut mich, und die Mutter wird's auch freuen.“

„Um fünf bin ich am Bahnhof.“

„Ich zähl auf dich.“

Auf dem Heimweg wollte ihm doch fast bange werden. Wie sollte er es denn der Tante beibringen? Die Wahrheit durfte er ihr auf keinen Fall sagen. Zuerst ging er in die Wohnung des Herrn Buchmüller, der war aber verreist. Der andere Brotherr wohnte zu weit weg. Also war es am besten heim zu gehen, denn Urlaub konnte er ohne weiteres nehmen, er brauchte nur den Prinzipal davon in Kenntnis zu setzen.

Gleich eilte er zur Tante, traf sie in der Küche und berichtete:

„Tanteli, muß heut noch verreisen, der Herr — Herr Buchmüller telegraphierte. Er ist in Basel — ja in Basel, wo ich zu ihm hin muß. Gib mir auch gleich etwas Geld.“

Die Tante wollte natürlich alle möglichen Einzelheiten wissen. Es verwirrte ihn fast, aber er konnte sich doch durchschwindeln. Anstatt um 5 Uhr,

gab er an um 2 Uhr reisen zu wollen, denn es hätte der Tante einfallen können, ihn zur Bahn begleiten zu wollen.

Um halb zwei eilte er fort, nach der Wohnung des zweiten Chefs. Dort war aber auch kein Mensch zu Hause als die Köchin. Er gab ihr ein Billet für Herrn Schaffrot. Es war ihm so warm geworden, daß er in einer Wirtschaft ein Bier trinken mußte. Das gab ihm Mut.

Lange vor der Zeit war er an der Bahn. Als er Sophie mit ihrer Mutter kommen sah, pochte ihm das Herz rascher. Es schien ihm, er habe etwas unerhört Kühnes unternommen. Sophie schüttelte ihm die Hand.

„Da bist ja, grüßt dich wohl, Gottlieb. Nun wollen wir drei lustig sein zusammen. Wie ich mich freue."

Gottlieb kam es vor, die Fahrt sei gar nicht lang. Sophie wußte so hübsch zu plaudern und zu lachen. Ihm wollte das Lachen erst gar nicht gelingen, aber es ging je länger, je besser, je näher sie Zürich kamen. Sie wurden am Bahnhof erwartet, denn die Base und ihre Mutter waren Gäste bei einer Freundin Sophies. Für Gottlieb fand man bei Bekannten Quartier, denn in den Gasthäusern war kein Zimmer mehr zu bekommen. Drauf zogen sie zum Festplatz, mit der Freundin, ihrem Bruder und deren Eltern.

Mit Sophie konnte Gottlieb nicht mehr allein sein. In der Festhütte trafen die Zürcher Bekannte, es wurde gelacht, geraucht, gesungen, gescherzt und viel getrunken. Der Patriotismus lohte in der Menge. Auch Gottlieb wurde von dem Feuer durchglüht. Spät ging man zu Bett. Am nächsten Tage fand es sich, daß Sophie mit dem Vetter allein einen Spaziergang unternehmen konnte.

Gottlieb machte ein so kurioses Gesicht, daß die Base fragen mußte:

„Wie gefällt es dir hier? Bist reuig, der Tante für einen Tag durchgebrannt zu sein?"

„Sprich nicht so. Es gefällt mir gut, aber das viele Trinken ist nicht grad meine Sache."

Sophie schaute ihm lachend ins Gesicht. Sie dachte sich: Er ist halt doch ein großes Kind, wenn er auch noch so ernst in die Welt blickt und einen so mächtigen, schönen Schnauzbart hat, wie einst sein stattlicher Vater.

„Ja, mein guter Vetter Gottlieb, es ist auch nicht nach meinem Geschmack, das Weintrinken über den Durst; man kann auch ohne das fröhlich sein. Du

aber hast ja wenig getrunken und der Bruder meiner Freundin war auch nur angeheitert, hatte nicht einmal einen Rausch."

„Weiß wohl, meine nur so. Mit dem Dreiuhrzug will ich aber doch wieder fort."

Daß er die Tante angeschwindelt, davon sagte er nichts. Sophie protestierte:

„Nein, so früh gehst du mir nicht schon zurück. Wir bleiben noch zwei Tage, du kannst doch . . ."

„Unmöglich, so lange auf keinen Fall."

„He nein, ich mein nur, kannst heute mit dem Nachtzuge um elf . . ."

„So spät nicht — es — es ist besser . . ."

„O hör doch, wer weiß, wenn wir uns wiedersehen. Oder magst nicht mehr bleiben? G'fällt's dir nicht?"

„He, wohl, aber lieber wär ich schon mit dir und deiner Mutter allein gewesen."

„Meine Freundin, ihr Bruder, ihre Eltern, das sind doch alles so liebe, gute Menschen, sie tun uns jeden nur möglichen Gefallen."

„Es ist ja keine Red davon, daß sie mir nit g'fallen, aber sie sind mir fremd."

Er hätte es nicht über die Lippen gebracht zu sagen, warum er nur allein mit ihr zusammen sein möchte, ohne Schützenfest und allen Festtrubel.

Er benahm sich am Nachmittag eigentümlich, war schweigsam und scheu, trotzdem Sophies Freundin und Familie alles mögliche taten, um ihn fröhlich zu stimmen. Die Base wurde fast böse, sie hielt ihn nicht zurück, als er schon um sieben Uhr am Abend heimreisen wollte.

6.

Je weiter der Schnellzug Gottlieb von Sophie wegbrachte, je seltsamer wurde ihm zu Mut. Mit allen Gedanken war er in Zürich, bei ihr. Und doch fuhr er weg — ja, es war eine Angst in ihm, wegen der Tante. Ihm schien, er hätte ein großes Unrecht an ihr begangen. Aber noch lauter und immer eindringlicher redete das seltsame Bangen um Sophie zu ihm, je näher er der Vaterstadt kam. Er hatte die Base erzürnt. Zum Bruder ihrer Freundin war sie gestern nicht so überaus freundlich wie heute — sie tat es gewiß nur um ihn zu

strafen. Er hatte es gefühlt, er benahm sich dumm, aber er konnte nicht anders. Sofort sah er gestern in dem jungen Manne einen Rivalen. Der konnte so gut und so lustig reden. Doppelt ungeschickt mußte er sich neben dem ausnehmen.

Der Zug hielt, er war am Ziel angelangt. Eilig verließ er den Bahnhof und stieg zur Vorstadt.

Die Tante saß ohne Licht am Fenster, als er in die Stube trat. Sie erhob sich nicht, antwortete ihm nicht auf den Gruß, als er eintrat. Er legte ihr die „Baslerleckerli", die er in Zürich aufgetrieben, aufs Arbeitskörbchen mit den Worten:

„Das hab ich dir gekramet in Basel."

Er ahnte etwas Böses, denn das Schweigen der sonst so Redseligen gefiel ihm nicht.

„Was ist denn, Tanteli?"

Jetzt fing sie an: Sie wetterte und teufelte, wie er sie noch nie gehört. Sie wurde nicht fertig, zündete die Lampe an und hielt ihm dann eine Ansichtspostkarte unter die Nase, die Herr Buchmüller ihm in feuchtfröhlicher Stimmung aus Zürich schrieb und die heute angekommen.

„Mich so infam, so hundsgemein zu belügen! Ich hätte es beim ewigen Heiland nicht für möglich gehalten! Oh wie niederträchtig! So etwas muß mir in meinen alten Tagen passieren. Ich arme, verlassene Frau, die ich so an dir gehangen, und für dich gesorgt, wie eine Mutter, nur an dein Wohl gedacht, nur für dich gelebt. Mich konntest du so hintergehen, so beschwindeln, mich, die ich so unerschütterlich, so felsenfest an deine Wahrhaftigkeit glaubte, dich als den ehrenfestesten, wahrheitsliebendsten, treuesten, brävsten Mann auf Gottes weiter Erde ansah. Nein! Nein! Nein! Solches muß mich im Alter heimsuchen. Oh! Es bringt mich ins Grab, ich sterbe vor Scham."

Sie ließ ihn kein Wort zu seiner Rechtfertigung hervorbringen, redete sich künstlich in einen heiligen Zorn hinein. Und er, der große, breitschulterige Mann, ganz Ebenbild des Vaters von Gestalt, aber so weich und nachgiebig wie Wachs im Charakter, er stand gedemütigt am Tisch und ließ mit niedergeschlagenen Augen das spitzzüngige Donnerwetter der verehrten Tante über sich ergehen. Als endlich Frau Rosine erschöpft war, hielt sie mit der prasselnden Strafrede inne und fing an zu schluchzen. Gottlieb konnte hervorbringen:

„Tantchen, sei doch nicht so heftig! . . ."

„Willst mich etwa noch weiter belügen?“

„Das brauche ich nicht. Hätte dir die Wahrheit schon gestern gesagt, aber ich wußte . . .“

„Ich weiß alles, brauchst mir nichts weiß zu machen, man hat dich mit dem Lumpenmensch und seiner saubern Mutter, der . . .“

„Über mich magst sagen, was du willst, aber nicht über Sophie und ihre Mutter.“

„So! Ist es schon so weit! Diesem Lumpenpack, dieser Verführerin willst du das Wort reden!“

Nun geschah etwas, das die Tante starr machte, denn Gottlieb nahm den Hut und verließ wortlos die Stube und auch das Häuschen.

Erst spät in der Nacht war der Neffe wieder zurückgekehrt. Die Tante hatte gewacht und vernommen, wie Gottlieb in sein Zimmer ging. Jetzt erst konnte sie schlafen.

Frau Rosine sann über die Mittel und Wege nach, wie sie ihres Bruders Sohn wieder gewinnen könne. Er schien zwar nicht verändert im Verkehr mit ihr, aber er war noch schweigsamer geworden und blickte so finster. Ihr bangte, er könnte wirklich den Entschluß fassen, die Base zu heiraten. Dieser Gedanke wollte sie nicht verlassen. Als sie am Montag die Karte gelesen und dann noch von einer Nachbarin vernommen, diese hätte Gottlieb mit Sophie und ihrer Mutter am Bahnhofe gesehen, hatte sie sich in ihrer Wut hingesetzt und einen gesalzenen Brief an Nichte und Schwägerin geschrieben. Jetzt, wo sie wußte, daß Gottlieb eine ernste Neigung für die Base hatte, bereute sie ihre Übereilung und erwartete ängstlich die Antwort von den Verwandten.

Noch nie in ihrem Leben war Frau Rosine so aufgeregt gewesen. Aber sie ließ es nicht merken in Gegenwart des Neffen. Sie hatte einige schlaflose Nächte. Mit klopfendem Herzen ging sie oftmals des Tags zum Briefkasten. Aber Tag um Tag verging, kein Brief kam. Sie wurde wieder die alte, trat fester auf, schlief ruhig die ganze Nacht, erhob den Kopf selbstbewußt, denn nun gab sie sich der Hoffnung hin, Base und Schwägerin seien schuldbewußt und zu Kreuz gekrochen, das sie durch ihr Schweigen bewiesen.

Frau Rosine hatte sich am fünften Tage nach dem Auftritte mit Gottlieb in die Rolle einer Tiefbeleidigten hineingelebt. Sie wagte es dem Neffen auch deutlich zu zeigen. Er kam eben vom Büro zum Abendessen. Als sie am Tisch

saßen, zog er einen Brief in großem, weißem Umschlag aus der Brusttasche und legte ihn vor Rosine mit den Worten:

„Da, Tante, sollst es auch lesen."

Sie hielt erst den Brief weit von sich, um ohne Brille die Adresse zu lesen, stand dann würdig auf, holte die Augengläser und las am Fenster für sich:

Lieber Vetter Gottlieb!

Von Zürich heimgekehrt, fanden wir einen Brief von Deiner Tante, den wir hier beilegen, damit Du ihn auch lesen sollst. Wir antworten gar nicht darauf, solche Gemeinheiten, wie diese hier im Briefe von Deiner Tante, läßt man lieber unbeantwortet. Aber damit Frau Rosine Marbach sieht, wie töricht ihre Angst war, lege ich hier die Verlobungskarte bei. Meinen Bräutigam hast Du ja kennen gelernt in Zürich.

Herzlich grüßen ich und die Mutter.

Deine Cousine Sophie.

Tante Rosine war bleicher geworden. Ihren Brief nahm sie, zerriß ihn in kleine Fetzen und ging in die Küche, wo sie die Papierschnitzel in den Herd warf.

Gottlieb aß kaum einige Bissen, stand dann auf, verließ das Haus und kam erst spät in der Nacht wieder, wie am Montag.

Einige Tage darauf brachte ein Bote ein Packet für Herrn Huggler. Die Tante öffnete es, denn was nicht versiegelt war, öffnete sie immer. Ihre staunenden Augen fanden ein Etui mit 6 silbernen Löffeln, Gabeln und Messern. Sie waren mit S. M. graviert. Die Tante zischte:

„Das viele Geld gibt der Narr für ein solches Verlobungsgeschenk für das Geschöpf aus! Aber lieber noch das, wie sie ins Haus bekommen als Gottliebs Frau."

Noch manche Sommernacht wanderte der junge Huggler den Weg zum Hirschpark, wo er einst mit Sophie spazierte. Einsam, allein mit seinen Gedanken, seinen verwelkten Hoffnungen, schritt er dann langsam unter den hohen Linden in der breiten Allee dahin. Kein Liebesleid quälte sein Herz, aber eine so große Leere fühlte er darin. Keinen Groll gegen die Tante empfand er, aber seine Verehrung für sie war ihm entschwunden. Manchmal wollte es ihn dünken, sein Leben sei zwecklos, aber bei der Arbeit vergingen ihm dann solche Gedanken am Tage.